

## **Dette værk er downloadet fra Danskernes Historie Online**

**Danskernes Historie Online** er Danmarks største digitaliseringsprojekt af litteratur inden for emner som personalhistorie, lokalhistorie og slægtsforskning. Biblioteket hører under den almennyttige forening Danske Slægtsforskere. Vi bevarer vores fælles kulturarv, digitaliserer den og stiller den til rådighed for alle interesserede.

### **Støt vores arbejde – Bliv sponsor**

Som sponsor i biblioteket opnår du en række fordele. Læs mere om fordele og sponsorat her:

<https://slaegtsbibliotek.dk/sponsorat>

### **Ophavsret**

Biblioteket indeholder værker både med og uden ophavsret. For værker, som er omfattet af ophavsret, må PDF-filen kun benyttes til personligt brug.

### **Links**

Slægtsforskernes Bibliotek: <https://slaegtsbibliotek.dk>

Danske Slægtsforskere: <https://slaegt.dk>

HANS SCHMIDT-GORSBLOCK



Der  
neunte  
April

# DER NEUNTE APRIL

HANS SCHMIDT-GORSBLOCK

DER  
NEUNTE  
APRIL



1 9 4 3

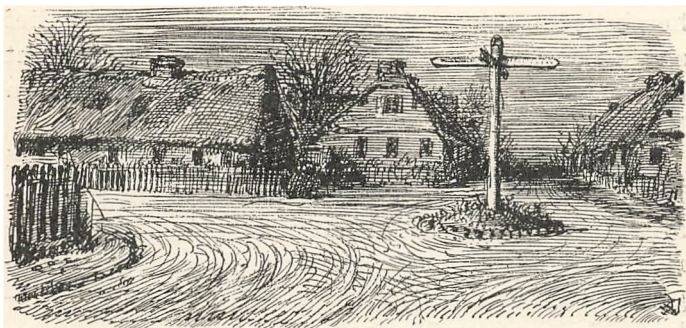
---

NORDSCHLESWIG-VERLAG  
APENRADE

**Buchausstattung von A. Paul Weber.**

**Druck: Nordschleswigsche Zeitung**

**Alle Rechte vorbehalten**



Früh erwachte das nordschleswigsche Bauernland; aber noch ehe der letzte Wecker des alten Dorfes die Menschen zum Ackern gerufen hatte, fiel das dröhnende Schlagwerk des Krieges ein und riß auch die Säumigen in das unerbittliche Geschehen hinein. Deutsche Flugzeuge, einzeln und zu mehreren, jagten durch den leichten Dunst des Morgens, und die Stille wurde erfüllt vom Brausen ihrer Motoren.

Grete Skov, die Tochter von »Peter am Kreuzweg« deckte eben den Kaffeetisch, als es tosend wie ein Wetterwirbel über das Dach hinwegte. Da ließ sie alles stehen und eilte zur Tür, warf die eiserne Vorlegestange herunter und meinte, ungläubig staunend, das schwarze Kreuz an den Tragflächen des Flugzeuges erkennen zu können.

Auf der Straße hatte sie freien Ausblick, und als gleich darauf neue Flugzeuge auftauchten und wie

Habichte auf jede Baumgruppe und jedes Gebüsch herabstießen, hatte sie genug gesehen. Hastig lief sie in den Kuhstall, wo der Vater mit dem Knecht beim Melken war, und rief: »Vater, die Deutschen kommen!«

Dann war sie schon wieder draußen und stand bei ihrer Freundin Ellen Fries, die gleichfalls die Hausarbeit im Stich gelassen hatte. »Es sind Deutsche!« rief Ellen ihr in gedankenloser Begeisterung entgegen, aber dann ertappte sie sich und sagte kleinlaut: »Ich muß es Mutter sagen.«

Sie hatte ihrer dänischen Freundin nicht weh tun wollen, aber ihre Freude mußte sie doch zeigen. Und als sie ihrer Mutter die Neuigkeit zugerufen hatte, sprang sie durch die Gartentür auf den Rasen hinaus und winkte jedem Flieger mit dem Taschentuch zu. Die Nachbarstochter vom südlich gelegenen Hof, Anna Timm, kam durch den Gartenzaun und winkte mit.

Dann war Ellen im Haus und kam mit einem Tuch über dem Arm zurück. »Faß an!« rief sie Anna zu. Und mit dem Bettuch ihres jungfräulichen Lagers vergrößerte sie die Möglichkeit, dem Morgenbesuch ihre freundschaftliche Gesinnung deutlich zu machen.

Die Mutter stand blaß und regungslos in der Gartentür, aber über das Gebaren der jungen Mädchen mußte sie doch lächeln. Hans Fries, auch »Hans am Kreuzweg« genannt, dessen Hof dem Besitz von

Peter Skov gegenüberlag, kam in erregt klappernden Holzschuhen um die Ecke am Stall. Er hatte erst die Kuh fertiggemolken, ehe er aufgestanden war, wie sich das für einen gewissenhaften Melker gehört, und sah, daß er nun mit seiner Meldung zu spät kam. Er guckte in die Luft, die wieder von Motorengedröhn erfüllt war, und trat dann auf die Straße, wo sein Nachbar schon am Wegweiser stand und bald nach oben und bald nach Süden starrte, dorthin, wo der Weg über leichten Hügelwellen mehrfach verschwand und wieder auftauchte.

Ogleich sie beide die Ruhe und den Gleichmut des Bauern zur Schau trugen, waren sie voll Sorge und Spannung. Hans Fries wußte seinen Ältesten als Infanteristen in der nächsten Garnison, und sein Nachbar sah lange gehegte Befürchtungen sich erfüllen und ahnte, daß eine Schicksalsstunde für Dänemark gekommen war.

»Ob sie Widerstand leisten werden?« wendet Hans Fries sich an ihn. Er zuckt die Schultern, abwechselnd die linke und die rechte, so daß er aussieht wie ein dümpelndes Boot. »Widerstand? Womit?« Er schaut angestrengt nach Süden aus, gleich einem Wetterpropheten, der die Gefährlichkeit eines aufziehenden Unwetters durch einen Blick in die Windecke abschätzt. Doch das dunkle, feuchtglänzende Band schlängelt sich unbekümmert und leer über die Hügel.



Nach und nach kommt der größte Teil der Dorfbewohner am Kreuzweg zusammen, und das Mutmaßen und Besprechen nimmt kein Ende. Zuweilen duckt man die Köpfe, so tief stoßen die Flieger mit den Kreuzzeichen herab.

Aus der Pastoratsecke, wo Handwerk und Kirche zusammenhausen, kommt Herr Nielsen und gleichzeitig aus seinem Haus der Dorfschuster, auf seinen Rechnungen Schuhmachermeister Lorenz Christensen genannt. Der Pastor, etwas kurzsichtig, ruft: »Stimmts denn, Christensen? Stimmts?« Der deutsche Schuster ahnt im Nu eine Erschütterung der bisherigen Ordnung und fühlt sich gehoben, so daß der Schalk ihn anstößt: »Es ist schon richtig, Herr Pastor, es ist in Ordnung!« Und er kann ein respektloses Lächeln kaum verbergen.

»Aber, was sagen Sie dazu, Herr Christensen? Was sagen Sie?« »Ich sage: In Gottes Namen, Herr Pastor!« Und da geht es erst dem Pastor auf, daß der Schuhmachermeister Christensen auf die andere Seite des nationalen Zaunes gehört.

Der Schmied steht breit und sehr leicht bekleidet im Schmiedetor. Ihm ist die Kunst der schnellen Rede versagt, aber er spricht es lachend dem Schuster nach: »In Gottes Namen!« und haut vor Vergnügen die Faust gegen die geschwärzten Bretter. »Es ist ein Unglück«, sagt der Pastor und schiebt mit einer starken Armbewegung die Verantwortung von sich. Die Hand endet gewohnheitsgemäß am Hals, und

die Finger fummeln suchend an dem vergoldeten Knopf herum, der aber weder Kragen noch Binde hält. Da wird ihm die Blöße seines Halses inne, und er wendet sich verlegen dem Pastorat zu.

Der Schuster eilt in schnellem Gang an der Schmiede vorbei: »Komm mit, Schmied! Seit dem Einzug des Pastors sahen wir keine deutschen Soldaten mehr; aber jetzt kommen sie!« Dem Schmied gehorcht die Faust wieder schneller als die Zunge; er knallt sie gegen das Tor und sagt dann: »Donnerschlag! Donnerschlag! Meinst du, Lorenz?« Dann mit einem Blick auf die grauen Unterhosen: »Geh voran; ich muß mich fein machen«.

Am Kreuzweg wird die Versammlung vielköpfiger; denn jeder läßt die Arbeit liegen, und aus den Höfen brüllen ungemolkene Kühe und grunzen futterfordernde Schweine.

Erst als die Gespräche lebhafter und die Überlegungen klarer werden, geht es den meisten auf, mit welch verschiedenen Gefühlen man je nach nationaler Einstellung den erwarteten Ereignissen entgegenseht. Und da man Wichtiges gern mit Gleichgesinnten beredet, bilden sich zwei getrennte Gruppen.

Die dänische ist die größere und sammelt sich südlich vom Kreuzungspunkt vor dem Hofe Peter Skovs, und die deutsche besetzt die nördliche Seite vor dem Kaufmannsladen von Friedrich Jensen. Der vierarmige weiß-rote Wegweiser im kahlen Ro-

senbeet steht wie ein trennendes Mal zwischen ihnen.

Im dänischen Lager redet man gedämpft, und sparsam fallen die Worte. Am eifrigsten ist der Gastwirt. Er ist graublaß im Gesicht und steckt noch in gestrickten Pantoffeln. In einer verschwommenen Vorstellung von ausgleichender Gerechtigkeit ist er wohl der einzige, der Grund zur Besorgnis hätte. Man sagt ihm nach, er habe als Sparkassenhalter mehrfach politische Bestrebungen mit wirtschaftlichem Druck gefördert.

»Wie wird's uns ergehen?« fragt er in vorgebeugter Haltung. Aber da man versteht, daß er sich selber meint, und seine Wertschätzung im eigenen Lager zu einem soliden Mitgefühl nicht ausreicht, ist niemand bereit, die Gewähr für sein Wohlergehen zu übernehmen, und er geht fröstelnd mit den Händen in den Hosentaschen davon. Ein Spottvogel gibt ihm guten Rat mit auf den Weg: »Du mußt dir anderes Fußzeug holen, Krüger!« »Wieso?« fragt er unsicher. »Nun, solche Sohlen, und wenn der Boden brennt!«

Inzwischen kommt der dänische Lehrer herzu. Er ist, wie immer, aufgeregt und geräuschvoll. »Das ist Überfall! Das ist Raub! Das ist 1864 noch einmal!« Er schreit es so laut, daß die Gegenseite eingreift. Und nun ruft es zurück: »Das sind militärische Notwendigkeiten! Kannst du etwa mit dem Spanischrohr den Engländer aus dem Land halten?«

Peter Skov legt ihm die Hand auf den Arm: »Kaltes Blut, Sörensen! Mit großem Getue ist nichts zu ändern«. Und dann bitter und schmerzlich: »Wir haben uns selbst das Recht des Schwertes genommen«. Aber Sörensen reitet das hohe Roß der Sittlichkeit: »Recht muß auch ohne Schwert Recht bleiben!« —

Grete Skov irrt unschlüssig zwischen den Lagern. Ihr Vater ist Mittelpunkt der dänischen Gruppe; aber Hans Fries, ihr zukünftiger Schwiegervater, steht bei der anderen. Auch die beiden Geschwister ihres Verlobten, Ellen und ein jüngerer Bruder, sind dort, und trüge Thyge nicht den dänischen Soldatenrock, so stände sie natürlich an seiner Seite.

Unter der gleichgesinnten Jugend, die abseits einen Kreis bildet, fühlt sie sich fremd. Worte des Übelwollens oder des Hasses gegen Deutschland fallen wie Steinschlag um sie her. Sie aber hört heute mit den Ohren dessen, dem ihre Sorge und ihr ganzes Denken gilt und ist innerlich in Abwehr gegen die Schwätzer, die weder von bedrückenden Gefühlen noch von suchenden Gedanken belastet sind und daher die Besinnlichen übertönen. Worthelden reden vom Kampf bis zur letzten Patrone und zum letzten Soldaten, und niemand denkt an ihre Not.

Sie denkt die Gedanken ihres Verlobten und lebt im Widerstreit seiner Gefühle. Er, als dänischer Soldat, wird als Deutscher gegen Deutsche kämpfen müssen. Sie findet keine Lösung, so sehr ihre Ge-

danken auch suchen. Und dringlicher noch und immer wieder stellt sie die Frage nach Tod oder Heimkehr Thyges, ist voll von bitteren Ängsten und sieht doch in drängender Ungeduld dem Schicksal auf die streng geschlossenen Lippen, ob es sie bald zum Entscheidungsspruch öffnen werde.

In ihrer Bedrängnis geht sie über den leeren Raum am großen Beet vorbei, das den Wegweiser umgibt, sucht Ellen unter der deutschen Jugend und ruft fast atemlos: »Ellen, frag deinen Vater, ob unsere Soldaten kämpfen müssen — !«

»Das kann Vater ja auch nicht wissen«, sagt die Freundin und faßt mit zärtlicher Bewegung Gretes Arm.

»Aber frage doch wenigstens, wie er denkt!«

Da geht Ellen zu der Gruppe der Älteren hinüber — denn auch hier steht die Jugend abseits — und holt ihren Vater. Er tröstet, obgleich auch sein Gesicht die unruhige Spannung spiegelt: »Kopf hoch, Grete, man darf doch erwarten, daß es nicht zu einem aussichtslosen Kampf kommt«.

Sie sieht zu ihm auf mit Augen, die blank sind wie im Fieber, und da lächelt er ihr ermutigend zu, streicht leicht über ihren blonden Scheitel und sagt im Fortgehen: »Mehr als die Absicht der Gegenwehr wird man ja doch nicht zeigen können«.

Aber als müßten die Ereignisse ihn gleich ins Unrecht setzen, so hört man irgendwo in der Ferne das Tacken eines Kleingeschützes. Im Augenblick vet-

stummt jede Rede, und man horcht gespannt, um die Richtung festzustellen; doch nichts Außergewöhnliches ist jetzt zu hören; man wird nur mit flüchtigem Erstaunen gewahr, daß die Lerchen über



den Feldern singen und Stare von den Dächern halb singend und halb plaudernd den Frühling loben.

Jedoch bald übertönt die menschliche Stimme wieder das unbekümmerte Zeugnis der Natur vom frohen Leben.

Einer aus der dänischen Gruppe tritt an den Wegweiser und blickt nach Westen aus. Von dort-her wären vielleicht dänische Soldaten zu erwarten. Neugierige kommen von beiden Seiten herzu, und auf kurze Zeit wird die Scheidelinie zwischen beiden Feldlagern verwischt. Eine Zeitlang horchen sie und schauen nach Süden und Westen aus; aber nichts Besonderes geschieht, und der Platz unter dem Wegweiser leert sich schnell.

Nach einer Weile taucht im Süden ein Gefährt auf, das blinkend und glitzernd langsam näherkommt. Sie verfolgen es angestrengt mit den Blicken und schweigen vor Unruhe. Es verschwindet in einer Talsenke und blinkt dann auf der nähergelegenen Hügelkuppe wieder auf, und nun erkennen sie einen vollbeladenen Milchwagen. Da lachen sie erleichtert, und wie alle Menschen in spannungsvoller Lage sind sie sogleich bereit, durch eine Nichtigkeit sich vom Ernst ablenken zu lassen. Einer ruft laut und im Ton einer militärischen Meldung: »Feindlicher Blechpanzer im Anmarsch! Alles sucht Deckung hinter dem Kaffeetisch!« Da ist allgemeiner Aufbruch, und nur einige erlebnishungrige Kinder bleiben am Weg zurück und horchen auf die Flieger, die von Zeit zu Zeit vorüberbrausen.

---

## II.

Am 8. April war die dänische Kaserne der Kreisstadt in Aufregung gewesen wie ein durchstocherter Ameisenhaufen. Offiziere kamen und gingen und hatten verschlossene oder bedenkliche Gesichter, standen zusammen und führten Gespräche in geflüsterten Stichworten. Ordonnanzen taten sehr eilig, sehr geheimnisvoll und wichtig. Sie ließen Andeutungen fallen vom Ernst der Lage und taten alles, um Neugierigen gegenüber als Eingeweihte zu gelten, die nur durch ihr Verantwortungsbewußtsein gehindert waren, die volle Wahrheit zu sagen.

Dann wurde die Kompanie neu eingekleidet und für den Felddienst ausgerüstet. Deutlicher als die Gerüchte sprachen die scharfen Patronen vom Ernst der Stunde.

Die Stimmung war gedrückt, ja, auf den Ausgang eines möglichen Kampfes gesehen, hoffnungslos, und sie konnte nicht anders sein, denn soll man Stärke zeigen, darf man nicht das Bewußtsein seiner eigenen Schwäche als Fessel tragen. Selbst ein blinder Draufgänger mußte aber das Mißverhältnis der Kräfte bei einem Einmarsch der deutschen Truppen erkennen.

In der ersten Morgenfrühe steht die Maschinengewehrkompanie vor den Motorrädern auf dem Kasernenhof bereit. Der erste Zug fährt ostwärts. Die Befehle fallen wie bei einer Übung, aber jeder spürt



den Ernst hinter den gewohnten Worten. Kaum haben sie die Stadt verlassen, als die ersten deutschen Flieger daherbrausen. Hart wird gestoppt und Fliegerdeckung befohlen, doch es erfolgt kein Angriff, und die Fahrt geht weiter, mehrmals noch unterbrochen durch die Aufklärer.

Thyge Fries gehört zur Bedienung des ersten Maschinengewehrs. Er hat Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen; denn das Knattern der Motore schließt ihn von den Kameraden ab. Der Morgenstern ist sichtbar — aber leuchtet milchig wie durch ein mates Fensterglas. Thyge spürt um sich das Leben erwachen. Obgleich er die Triller und Flötenlieder der Lerchen und Amseln nicht hört, fängt sein geübtes Auge die oft beobachteten Sänger ein. Düster leuchtendes Morgenrot flammt, und mächtig steigt die Sonne empor. Es kommt ihm vor, als habe er noch nie ihre Rundung so voll und ihren Glanz so klar gesehen wie an diesem Morgen, und er denkt daran, wieviel kantiger und unklarer das Leben sei als sein strahlendes Symbol.

Die Dunkelheiten lichten sich nach und nach, doch irgendwo im Dunst der Niederung oder zwischen den Stämmen eines Tannenwäldchens steht verborgen der Tod und winkt ihm, wie er wohl jeden grüßt, der in den ersten Kampf geht. Noch drohender aber nagt der Gedanke, daß man ihm zur Pflicht machen will, gegen deutsche Kameraden zu kämpfen. Er hatte sich — wie viele Mal schon —

überlegt, zum Leutnant zu gehen und von seinem Zwiespalt zu sprechen, aber er kannte dessen harte Spottlust und stellte sich vor, wie er mit schiefem Lächeln etwa sagen würde: »Also vom Krieg will er dispensiert werden? Geht nicht, mein Lieber! Es könnten 's auch andere mit der Angst bekommen«.

Doch am Ende wird es nicht zum Kampf kommen, tröstet er sich wieder. Das dänische Heer soll Ordnung halten und Grenzen bewachen können. So hatten Politiker die Aufgabe umrissen, und mehr könnte man ihm mit Billigkeit nicht zumuten. Ähnliche Ansichten waren in den letzten Stunden unzählige Mal geäußert worden. Man bewaffnet sich doch nicht mit Stecknadeln, wenn der Gegner die Lanze führt!

Er blickt wieder um sich und sieht die Roggenfelder, die wie grüne, taublinkende Äcker des Lebens sind, die braunen Sturzäcker, die auf das Sommerkorn warten, und sieht wieder in einer Pappelkrone frühlingstrunkene Stare, die in hilfloser Ergriffenheit die Flügel rütteln. Vorn aber liegen in geschlossenen Baumgehegen die Höfe seines Dorfes, die im Gegenlicht als schwärzliche Schattenrisse erscheinen. Das berührt ihn tröstlich, aber dann beunruhigt es ihn auch. So wie er ist, voll Unklarheit und zweckloser Überlegungen, möchte er am liebsten ein Zusammentreffen mit Eltern und Braut vermeiden. Aber er weiß sich unter den Be-

fehl gestellt, und ihm wird er mit den anderen gehorchen. Die Motore brausen, kühl schlägt ihm die Luft entgegen, und die Bilder wechseln und weichen hinter ihn und reißen die Gedanken mit sich, so daß sie, ohne an Schwere zu verlieren, doch nicht zu drückender Klarheit kommen.

Die Menschen in Rade haben kaum Arbeit oder Tisch aufgesucht, als das Knattern der Motorräder vom Westen her laut wird und am Kreuzweg ver-



ebbt. Im Nu sind die Kinder zur Stelle, und die Kunde verbreitet sich wie ein Heidefeuer im Sturm. Grete Skov blickt aus dem Fenster und erschrickt so sehr, daß eine Schwäche sie überkommt und sie

nach der stützenden Lehne eines Stuhles greift. So kommen die dänischen Soldaten doch! Und da, beim ersten Maschinengewehr, das muß Thyge sein!

Sie ruft es in die Küche und bleibt Augenblicke stehen und kämpft mit dem Weinen. Dann läuft sie aus der Haustür und über die Straße, stockt wieder, als sie aller Blicke auf sich gerichtet fühlt, steht vor ihm, packt mit beiden Händen seine Arme, als müßte sie ihn dem Befehl entziehen, der ihn an die Gemeinschaft der anderen bindet, und sagt schwach, fast flüsternd: »Ach, Thyge, was soll doch nun werden?«

Er ist ebenso ratlos wie sie und fühlt als eine Erleichterung die Ankunft einer Motorordonnanz, welche die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, indem sie dem Leutnant einen verschlossenen Brief überreicht.

Thyge faßt ihre Hände, drückt sie fest und sagt: »Grete, wir sehen uns bald wieder«. Und sie versteht, daß ihre Anwesenheit ihn beunruhigt und geht unsicher und mit gesenktem Kopf in das Haus zurück. Ein neuer Befehl sammelt die Kolonne und führt sie, rechts schwenkend, auf die Hauptstraße nach Süden. Grete sieht sie abfahren, sinkt in der Stube vor dem Lehnstuhl auf die Knie und bricht aus in ein haltloses Weinen.

Nach kurzer, unruhiger Fahrt, mehrfach unterbrochen, um Fliegerdeckung zu nehmen, hält die Kolonne am nächsten Kreuzweg an. Der Zugfüh-

rer nimmt die Karte und zeigt auf eine kleine Kuppe links von der Straße.

»Unterroffizier Steen, Sie besetzen die Kuppe und bauen dort das Maschinengewehr ein. Man erwartet fremde Truppen. Ihrem Einmarsch ist laut Befehl mit der Waffe zu begegnen«.

Der Unterroffizier sieht ihn zweifelnd an.

»Haben Sie eine Frage?«

»Alleine?«

Es zuckt im Gesicht des Vorgesetzten, ohne daß es erkennbar ist, ob menschliches Mitgefühl oder Verärgerung die Ursache ist. Er beißt die Zähne aufeinander, so daß die Kiefermuskeln seitlich hervortreten und sagt: »So lautet der Befehl. Sie sind ganz auf sich gestellt. Der Rest vom Zug«, er wirft einen Blick auf die Karte und sagt es als etwas Nebensächliches, »hat andere Aufgaben zu lösen«.

Thyge will vortreten und entschließt sich doch nicht. Man kennt seine nationale Einstellung und hätte mit gutem Willen darauf Rücksicht nehmen können. Selbst wenn er jetzt mit einer Bitte etwas erreichte, schickte er einen andern auf den verlorenen Posten. Der Leutnant merkt ihm den inneren Kampf an, sieht ihm fest in die Augen und sagt scharf: »Sie wissen, was Ihre Pflicht ist!« Da wendet sich der Unterroffizier mit knappem Wort an Thyge und Adolf Bossen, die zu seinem Maschinengewehr gehören, und geht querfeldein voran.

Die Kuppe ist ein bebuschtes Hünengrab, in das

die Feldscheide eines Grabens eine tiefe Furche von Norden nach Süden zog. Der Unteroffizier baut das Maschinengewehr auf dem Grabenrand der Südflanke so ein, daß das Gelände bis zur senkrechten Höhe des Weges bestrichen werden kann. Der Graben bietet der Bedienung einigen Schutz, und ein Schritt nach rechts gibt volle Deckung hinter der Kuppe.

Die Arbeit ist schnell gemacht, und nun sitzen die drei nebeneinander auf der Grabenkante und warten auf das Unabänderliche. Nur Steen beobachtet fleißig die Straße, die über leichte, querziehende Bodenwellen als spiegelndes Band verläuft und immer schmaler wird. Sie haben die Helme abgelegt; denn die Luft ist still, und die Hügelwand fängt schon die Sonnenwärme ein. Jeder hängt seinen Gedanken nach, aber Spannung und Untätigkeit drängen zur Mitteilsamkeit.

Adolf Bossen, Kätnersohn vom nordschleswigschen Mittelrücken, ist äußerlich am ruhigsten. Sein Gleichmut ist in der Kompanie so bekannt wie seine Zuverlässigkeit. Er dehnt die Glieder und sagt: »Wenn man sich vorstellen könnte, man hätte die halbe Arbeit des Vormittags hinter sich, so wäre hier der richtige Frühstücksplatz«.

Die andern nicken nur abwesend. Der Gedanke findet keinen Nachhall; denn Steen kennt gar nicht die Süßigkeit der kurzen Rast an Hecke oder Gra-

benrand nach schwerer Arbeit, und Thyge müht sich hilflos im zähen Gespinst seiner Zweifel.

Nach einem Seufzer fährt Adolf fort: »Und wenn man hier die unbestellten Äcker sieht, müßte man, finde ich, lieber säen als Krieg führen. — Krieg ist überhaupt des Teufels Erfindung. Ich begreife nicht, warum er sein muß!«

Thyge blickt auf aus seinen Grübeleien: »Krieg muß wohl sein. Ja, wenn's das Leben eines Volkes gilt, seine Art oder seine Kultur, muß sein harter Dienst Pflicht sein und Ehre für jeden Mann. Aber dieser Kampf ist ohne Notwendigkeit, schon weil er völlig aussichtslos ist.

»Du magst Recht haben,« sagt Steen langsam, »Krieg als Demonstration — so darf man wohl sagen, wenn drei eine Kompanie vertreten sollen — kann weder Begeisterung wecken noch Sieg versprechen. Da entdeckt man schwer einen Sinn.«

»Aber kämpfen müssen gegen das eigene Volk, das ist Widersinn!« Thyge springt auf und stampft hin und her im Grabenstück. Vor dem Unteroffizier bleibt er stehen: »Ich kann es nicht!«

Steen bleibt nachdenklich, und da sagt Adolf bedächtig: »Mein Vater hat im andern Krieg auch bei den Preußen mitmachen müssen.«

»Aber doch nicht gegen Dänemark!« eifert Thyge, »doch nicht gegen sein eignes Volk!«

Steen steht auf und sieht Thyge an: »Für mich ist Befehl ein Befehl, aber du hättest nicht auf die-

sem Posten stehen sollen. Entscheide selber, was du tun mußt«. Thyge sieht ihn dankbar an, aber die Spannung in seinem Gesicht löst sich nicht.

Sie schweigen wieder eine Weile und Steen schaut nach Süden aus. »Nichts!« sagt er. Eine schwache Hoffnung steigt auf, und er versucht einen Scherz: »Am Ende haben sie den Einmarsch verschlafen. Oder —« der Gedanke schlägt plötzlich auf ihn nieder —« es wäre ja auch möglich, daß eine Einigung zwischen den Regierungen zustande kam. Bei der Kräfteverteilung liegt es sogar sehr nahe! Allerdings« — fügt er kleinlaut hinzu — »dürfte man uns nicht ohne Gegenbefehl auf diesem Posten belassen«.

Nun schauen sie nach Norden wie nach Süden aus, aber weder Freund noch Feind lassen sich blicken. —

Fast ist es aber, als habe die schwache Hoffnung Mut gegeben, vom Tod zu reden, und Steen setzt sich zu den beiden und sagt:

»Wenn wir mit Kampf rechnen müssen, werden wir schwerlich alle mit dem Leben davonkommen. Da wäre es recht, wenn der eine um den andern Bescheid weiß und dessen Eltern einen Gruß schicken kann«.

Er nimmt seine Briefftasche: »Das ist mein Elternhaus. Es steht in der Hauptstadt, und ich habe dort eine gute Jugend verbracht. Vergeßt nicht zu



schreiben, daß ich mit Dankbarkeit daran zurückdenke. Später habe ich meinem Vater nicht immer Freude machen können. Ich sollte Geschäftsmann werden wie er, und mich zog es zur Wissenschaft«.

Er spricht langsam und zögernd, wie einer der Ungewohntes denkt und in Worte faßt, und macht eine Pause, die er wohl mit vielerlei Gedanken ausfüllt.

»Nun, ich studierte doch und machte meine Prüfung; darum bin ich älter als ihr seid. Ich wurde Geologe, einer, der aus den Steinen die Schöpfungsgeschichte der Erde und des Lebens liest wie andere aus den Büchern«.

Er steht auf und blickt nach Norden und dann nach Süden aus und setzt sich wieder, ohne jetzt das Auge vom Weg zu lassen, und er spricht in die offene Landschaft hinein, als rede er mit dem geheimnisvollen Geist, der in ihr wie in allem wirkt:

»Diese Geschichte ist sehr lang und lehrreich. Man wird schon in jungen Jahren bescheiden, wenn man sie kennt! Der einzelne Mensch ist wenig, nur ein versprühendes Fünkchen vom Schmiedefeuher des Lebens. Es ist wohl nicht gar zu schlimm, wenn es früh erlischt«.

»Aber es will doch seine Bahn zu Ende leuchten,« sagt Thyge.

»Jugend bringt den Mut zum Sterben auf, das Alter nicht«.

»Aber doch nur für eine Aufgabe, für ein Sinnvolles!« beharrt Thyge.

Steen sieht ihn freundlich, fast feierlich an: »Nicht alles, was geschehen muß, ist von jedem Standpunkt aus sinnvoll«. Er geht durch den Graben hin und her, sieht sie dann nacheinander an und sagt fest: »Schreibt auch, ich war bereit, für einen Befehl zu sterben«. Und leiser, wie im Selbstgespräch: »Für den Befehl schlechthin, damit seine Heiligkeit für Volk und jede menschliche Ordnung sich auch an diesem Beispiel erweise«.

Dann setzt er sich und öffnet wieder die Brieftasche:

»Hier ist ein Bild meiner Eltern«. Er besieht es lange, ehe er es aus der Hand gibt:

»Sie werden es ertragen. Zwei jüngere Brüder sind im Geschäft«.

Nun holt auch Adolf ein Bildchen hervor, streicht mit seiner großen Hand darüber, als müsse er es von Staub reinigen, und sagt: »Das ist unser Haus. Es ist ja nicht groß, aber Eltern und fünf Kinder haben ganz gut Platz darin gefunden. Ich bin der Älteste«.

Er reicht das Bild herum, auf dem ein starkgliedriger Mann neben einer schwächtigen Frau in der Tür der Kate unter zwei verschnittenen Linden zu sehen ist. Der Unteroffizier gibt es behutsam zurück und fragt zögernd: »Wenn dir was zustoßen sollte, was soll ich ihnen schreiben?«

Ein verlegenes, klares Lächeln geht über das breite, gutmütige Gesicht: »Schreib nur: Er hat sein Tagewerk getan und nun Feierabend gemacht«.

Steen legt Thyge die Hand auf die Schulter:

»Kamerad, willst du nichts sagen?«

Er hebt das vergrübelte Gesicht, läuft einige tau-melnde Schritte durch den Graben und schreit: »Meldet nur: Er ist ohne Gegenwehr — ohne Ziel und Sinn von Freundeshand gefallen!« —

Dann sammelt er sich und sagt langsam:

»Nein, von mir ist nichts zu berichten. Ich weiß ja nicht, was werden soll«.

Gequält blickt er auf Steen, und da spürt er in dessen Blick die Milde eines Menschen, der aus eigenem Kampf die Unklarheit des andern versteht. Er greift nach Steens Hand, als fände er Stütze auf weichendem Grund und sagt leise:

»Nur dies eine schreibt: Er hat in letzter Stunde noch einen Freund gefunden«. Da wendet Steen sich ab und wischt über die Augen.

Wieder verrinnen Minuten, die nur der stärkere Schlag der Herzen zählt. Plötzlich hebt der Unter-offizier die Hand und lauscht, und Adolf Bossen ist gleich an seiner Seite. Von weither ist ein Murren in der Luft, schwach nur, wie das Sausen eines leichten Luftwirbels über sommerliche Felder. Es steigert sich schnell und wird zu einem unruhigen Brausen, gleich dem der anlaufenden Flut am Deich.

Und dann kommt es über die fernstliegende Hü-

gelwelle wie eine graue, gegliederte Schlange; die gleitet und verschwindet hinab in das Tal; die quillt ohne Ende wie aus dem Hügel selbst heraus. Und das Brausen steigert sich zum Ton der Sturmbrandung am Riff. Jetzt kommen schon über den nächstliegenden Hügel knatternd und rasselnd alle die waffendrohenden Wagen des Krieges.

Die Drei am Grabhügel sind benommen und sehen mit blassen Gesichtern dieser Schaustellung militärischer Machtmittel zu.

»Ein Gegner! Das kann man wohl sagen!« Steen ist am Maschinengewehr, Adolf kniet im Graben links von ihm, und Thyge ist auf die Grabenkante hingesunken. Beim Tacken der ersten Salve fährt er empor, aber gleich sinkt er wieder zurück und sitzt vorgebeugt mit den Fäusten vor der Stirn.

Der stählerne Zug rasselt unbeirrt weiter. Nur ein Wagen fährt seitwärts hinaus und erwidert das Feuer. Ein langsames, lautes Tacken! Ein Rascheln im Buschwerk des Hügels! Dann ein metallisches Klirren und Splittern und ein dumpfer Fall! Steen bricht zusammen, und sein Lebensquell verrinnt schnell aus einer fürchterlichen Halswunde.

Adolf ist totenblaß und blickt auf Thyge; der sitzt wie im Krampf und hat beide Hände voll Erde und Gras, und sein Gesicht ist verzerrt. Er stößt ihn hart an, und da kommt er empor und hilft, Steen hinter den Hügel zu legen.

Einen Augenblick steht Adolf, als warte er auf einen Befehl, dann tritt er an das Maschinengewehr, untersucht, richtet und schießt. Und wieder klirrt Metall, und der Schütze schlägt hin. Thyge ist bei ihm und öffnet ihm den Waffenrock. Adolf



hebt die Hand zum Abwehren; sein Blick ist schon unster. Feierabend!

Ein Wagen mahlt durch das Feld auf den Hügel zu. Soldaten mit vorgehaltener Maschinenpistole kom-

men um die Flanke. Thyge bemerkt es kaum, bis einer ihn anredet: »Kamerad, bist du verwundet?« Da steigt Röte in sein blasses Gesicht: »Nein!« Und dann, nach Sekunden, unsicher und matt: »Ich bin ein Deutscher«.

Sie sehen ihn fragend an. Da besinnt sich der deutsche Unteroffizier: »Also Nordschleswiger!« Und er schüttelt den Kopf: »Ist das eine verdrehte Welt! Ich kann es aber nicht ändern, du bist unser Gefangener«. Er wendet sich an die andern: »Also kommt; die beiden brauchen wir nicht bewachen«.

Thyge denkt unklar: »Es wäre wohl besser, du lägest bei ihnen«. Und folgt ihnen, fast teilnahmslos vor innerer Erschöpfung.

### III.

Unterdessen hat sich der stählerne Fühler weiter nach Norden vorgetastet. Am Kreuzweg in Rade sammeln sich wieder die Gruppen, wie sie vor kurzem sich trennten. Die dänische verharrt im Schweigen der Überraschung und Ablehnung und ist merkbar kleiner geworden; denn viele ziehen es vor, dem Schauspiel hinter geschlossenen Fenstern zu folgen. Die deutsche dagegen ist durch Zustrom aus den Nachbardörfern gewachsen, und sie verhehlt ihre freundschaftliche Gesinnung gegen die Truppen nicht. Jugendliche und Kinder heben die Arme zum Gruß und brechen in begeisterte Heil-

rufe aus, und unentwegt sind sie, so daß die Stimmen heiser werden und die Arme fast erlahmen. Junge Mädchen eilen in den Kaufmannsladen am Kreuzweg: »Jensen, gib Schokolade und Zigaretten! Aber auf Borg! Wir haben nicht Zeit, das Geld zu holen!« Jensen gibt willig. Und als niemand mehr kauft, nimmt er in unkaufmännischer Geberlaune den Rest der Packungen und wirft sie in die Wagen hinein oder füllt die ausgestreckten Hände. Die Mädchen aber stehen auf den Fußspitzen und verteilen ihren Vorrat, und als der zu Ende ist, laufen sie neben den Wagen her und haben wenigstens ein Lächeln und einen Händedruck zu vergeben.

Die Älteren sind gedämpfter in ihren Gefühlen. Sie versuchen schon, sich eine Vorstellung zu machen von den Folgen und der Tragweite dieses Ereignisses. Hans Fries und seine Frau stehen absondert von den andern vor ihrer Haustür, ernst und schweigend, denn ihnen liegt noch der Hall der Schüsse von dem kurzen Feuerkampf in den Ohren, und so lange sie keine Nachricht von Thyge haben, beherrschen Ungewißheit und Sorge ihre Gefühle. Ellen ist bei ihnen, und wenn eine Lücke in der endlosen Wagenreihe entsteht, kommt Grete über die Straße, aber die Unruhe macht sie rastlos und treibt sie bald wieder in das Haus zurück.

Ein Kradfahrer hält am Kreuzweg und hat am Motor zu schaffen, und Hans Fries befragt ihn. »Ach«, sagt der Fahrer »nicht der Rede wert! Was

die sich übrigens gedacht haben!« meint er kopfschüttelnd, »Ein M-G-chen gegen eine Division. Nun, sie haben's ja bald aufgegeben«. Und er fährt knatternd davon.

Endlos scheint der Zug zu sein, fast eine Stunde schon gleitet er vorüber. Die Sinne ermatten und wollen die Einzeleindrücke kaum mehr aufnehmen. Der Jugend ist der Arm müde und die Stimme rostig geworden vom stets wiederholten Gruß. Da hält ein Wagen am Kreuzweg an, um einen Verwundeten an den nächsten Krankenwagen abzugeben. In Eile geht der Wechsel vor sich, und Hans Fries, der wieder Auskunft haben möchte, gelingt es nur eben, einen Blick hineinzuworfen. Da ruft er erschrocken aus: »Aber Thyge, bist du es!« Da schlägt die Tür zu, und wie gelähmt bleibt er am gleichen Platz stehen, und sieht dem wegfahrenden Wagen nach. Dann winkt er schweigend seiner Frau zu und geht mit ihr ins Haus.

»Ich habe Thyge gesehen. Er war im Wagen, der den Verwundeten brachte«.

Die Mutter erblaßt und zittert vor Erregung.

»Fehlt ihm etwas?« stammelt sie.

»Verwundet war er gewiß nicht, sonst hätte man ihn doch in den Krankenwagen gebracht. Aber sonderbar, er tat, als kenne er mich nicht und sah so fremd aus!« —

Bald darauf erreichen die ersten Gerüchte vom Gefecht das Dorf. »Zwei Tote hat es gegeben,« so



erzählt der Postbote, »einer hat seine Haut gehütet; den haben sie als Gefangenen mitgenommen, und das soll Thyge von Hans am Kreuzweg sein«. —

Schließlich ist die stählerne Kette gerissen; nur einzelne Wagen oder Räder kommen wie abgesprengte Glieder hinterher, und im Dorf geht man wieder an die Arbeit.

Am Nachmittag flattert die Ungewißheit wie ein nestkranker Vogel um die Menschen der beiden Höfe am Kreuzweg. Thyge ist nicht unter den Toten, und Hans Fries hält daran fest, den Sohn im abfahrenden Wagen erkannt zu haben. Warum aber hatte er sich fremd gestellt? Waren Erregung, Erschöpfung oder — man spricht es nicht aus, sondern umkreist es mit den Gedanken — Geistesgestörtheit die Ursache? Grete ist die meiste Zeit bei den Schwiegereltern, und es beruhigt sie, unter Menschen zu sein, die ihre Sorge teilen.

Inzwischen eilen die Gerüchte, nehmen kein Ende und überbrücken jede Entfernung. Die Deutschen haben den Limfjord erreicht, weiß man schon am Abend zu berichten, und die wenigen Gefangenen haben sie — eine freundschaftliche Geste — noch am gleichen Tag in die Garnisonen freigegeben. Thyge gehört zu ihnen, und der Lehrer hat ihn einen Feigling gescholten.

Dieses wissen Peter Skovs Knechte am Abendbrottisch zu berichten. Der Bauer hört schweigend zu. Er legt den Löffel früher als die andern aus der

Hand, und nachher schickt er den Jungknecht zum Lehrer und bittet ihn zu sich.

Herr Sörensen läßt nicht lange auf sich warten. Er ist der Meinung, der Bauer wolle die Unstimmigkeit vom Vormittag beheben und ist entgegenkommend und sicher.

»Ich wäre auch so zu Ihnen gekommen. Kleine Meinungsverschiedenheiten lassen sich gewöhnlich leicht ausgleichen, wenn man nur den Mut zu einer Aussprache hat«.

Wir können darüber reden, mag's Sinn haben oder nicht. Treten Sie näher«. Der Bauer sagt es kühl. Und vor allem das förmliche »Sie« stößt Sörensen sehr. Er weiß, daß Skov jeden duzt, und er erinnert sich eines Ausspruchs von ihm: »Mit »Sie« rede ich nur Handwerksburschen und ähnliche Gesellen an«.

Sie sitzen einander gegenüber, und der Bauer fängt ohne Umschweife an: »Meine Behauptung war, daß wir selber die Schuld an der Begebenheit von heute haben, und so hart es mich trifft, muß ich sie festhalten.

Wir glaubten, außerhalb der übrigen Welt wie auf einer unerreichbaren Insel leben zu können. In einer Welt des Kampfes wollten wir den Friedensengel machen. Wohlgermerkt: nicht, oder doch zum geringsten Teil, von einer großen, ergreifenden Menschheitsidee her, sondern zumeist aus Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit und mangelnder Bereit-

schaft zum großen Opfer. Jeder lebte in seinem Kreise nach seinen Plänen und für seine Neigungen.

Sörensen hebt eifrig die Hand. Ja ja, ich denke, Sie wünschen es festgestellt zu haben: auch für seine geistige Entfaltung. In dieser Hinsicht waren die Forderungen der Zahlreichsten übrigens nicht un-



mäßig hoch; ein grellbuntes Wochenblatt, ein amerikanischer Schundfilm und die jährliche Verfassungstagsrede mit passendem Knopflochblech, das genügte für viele. Und Gesellschaft und Staat, sie waren ein Abbild im vergrößerten Maßstab.«

Der junge Zuhörer will unterbrechen. Doch der

Bauer sieht ihn mit tiefem Ernst an: »So muß ich es sehen. Es ist die Wahrheit. Und der Wille zur Gerechtigkeit hat als Voraussetzung den Mut zur Wahrheit.«

Bittere Niedergeschlagenheit beherrscht den Ausdruck seines Gesichts. Dann fährt er entschlossen



fort: »So wie wir waren: ohne Heer und Ausrüstung und ohne Willen zum Opfer, war militärisch kein Verlaß auf uns. Wir hatten auf das Recht des Schwerts verzichtet. Strategisch gesehen sind wir Deutschlands offene Nordflanke. Da mußte kommen, was heute geschah. Bitter ist es, aber am bit-

tersten, daß wir selber schuldig sind. Jede Schwäche, junger Mann, rächt sich. Jede! Worte verdecken sie nicht, und Gefühle ändern sie noch weniger«.

Sörensen ist wie geschlagen von der Unnachsichtigkeit und Klarheit des Urteils wie von dem schweren Ernst des Gefühls und findet keine befriedigende Antwort. Peter Skov aber erkennt, wie der andere im Streit ist mit eignen oberflächlichen Vorurteilen und blickt ihm freundlicher, fast aufmunternd in die Augen. Und zwischen den beiden spannt sich, ihnen unbewußt, die Brücke der Achtung, die am nachhaltigsten die Menschen verbindet, weil Verantwortungsgefühl und Ehrlichkeit ihre Pfeiler sind.

Der Lehrer versucht, seine Gedanken zu entwirren: »Sie fassen die Fragen anders an, als die meisten. Vergeltung und Notwendigkeit! So deuten Sie, was geschah. Und der stählerne Arm, der uns ans Herz griff, den führte das Schicksal. So meinen Sie es doch. Aber das Mißtrauen, die Angst um die Zukunft, die kann man doch nicht auslöschen!«

Der Bauer steht auf: »Darüber entscheidet die Zeit — und das Schicksal. So nennt man ja das Zusammenspiel aller kleinen und großen, aller verborgenen und sichtbaren Kräfte. Das ist ein dichtes Netz, und wir haben weder Faden noch Nadel in der Hand.«

Er geht auf und ab durch die Stube und bleibt mit jäher Wendung vor seinem Gast stehen: »Zum andern muß ich Ihnen noch eine Begebenheit aus mei-

nem Leben erzählen! Im Weltkrieg lag meine Kompanie eine Zeitlang an der Somme und hatte einem Angriff der Engländer standzuhalten. Wir hielten auch, bis der Befehl uns zurückrief; aber von über zweihundert Mann kamen nur knapp fünfzig, und die zwanzig wurden gestützt und getragen. Feiglinge waren wir darum nicht.«

Herr Sörensen wird rot und wehrt mit der Hand eine Beschuldigung ab: »Herr Skov, ich habe niemand der Feigheit bezichtigt.« Er sitzt eine Weile regungslos unter dem Druck seiner Gedanken, dann blickt er frei auf: »Ihnen gegenüber soll keine halbe Wahrheit stehen bleiben. Ich habe gesagt: Zwei Tote und ein Unversehrter, das macht für den Lebenden einen schlechten Eindruck.«

»Mein Beispiel sollte Ihnen zeigen, daß Sie leichtfertig geurteilt haben. Das Kriegsglück ist unbelangbar und launenhaft. Und ich schätze, Sie werden Ihr Urteil abändern wollen. Aber sagen Sie mir noch: was haben Sie gegen Thyge?«

»Gegen ihn? Eigentlich nichts! Aber ist es nicht Brauch geworden, unbesehen alles Deutsche schwarz zu stempeln? Anders kenne ich's nicht. Ich muß mich jedenfalls besinnen — —«

Der Bauer steht am Fenster, folgt mit dem Blick einigen deutschen Wehrmachtswagen, die nach Süden fahren und denkt: »Das ist eine bequeme Methode; sie erfordert weder Geist noch sittliches Empfinden.«

Er kehrt sich mit jäher Bewegung dem Gast zu:  
»Ob Hans Fries von guter Nachbarschaft spräche,  
wenn ich mit Argwohn und Spott verfolgte, wie er  
Haus und Wirtschaft führt?«

Sörensen schüttelt fast unmerklich den Kopf —  
»Dann ist es auch erschütternd, wie wir mit dem  
Feuer spielen und uns selbst ins Unrecht gesetzt  
haben.

»Ach«, sagt er und schlägt mit beiden Fäusten abwärts, »wie sind wir menschlich naiv und anspruchsvoll zugleich; wie sind wir politisch unreif in unserer Befangenheit und unserem Gutglauben! Unwetter, zieh vorüber! Blitz, triff den Nachbarn! Hagel, falle auf fremde Flur! Wir sind so friedlich und wohlgesinnt; uns schütze und leite ein mildes Geschick! So betet die plappernde Menge.«

Er bleibt vor dem Gast stehen und seine Augen glühen in schmerzlicher Erregung: »Ich sage dir, ein Vogel, den die strenge Weisheit der Natur erleuchtet, ist gescheiter als wir. Er baut sein Nest schützend aus, und kommt das Unwetter, so deckt er die Brut mit seinem Leib. Einer wird wohl vom Hagel erschlagen, aber Tausende gehen unversehrt auf die Flügel.«

Er sitzt wieder dem Lehrer gegenüber, hält seinen Blick fest und sagt mit vollem Nachdruck und abgerissen, als wolle er Zeit zum Nach-Denken geben:

»Auch uns erlöst niemand von der Natur: von der Nachbarschaft nicht, und nicht vom Kampf und der Unbill der Welt, niemand, außer uns selbst — und der Tod!«

Die Lauten begreifen es wohl nicht; die Schweigenden ahnen es, aber die Sehenden, ja, die wissen es und tragen das Wissen als uneingelöste Verpflichtung. Und es ist doch um Leben und Tod, daß sie die Wahrheit wagen!«

Der Lehrer ist erschüttert und ergriffen von der Not dieses Menschen, der in tiefster Seele um sein Volk bangt und leidet und fragt erregt: »Aber warum Sie nicht? Wie können Sie nur schweigen?«

»Bauer bleibt Bauer. Das gilt in mehr als einer Beziehung. Ich hätte nicht den langen Atem, der nötig wäre, und soviel Zeit hat es auch nicht. Außerdem würde man mich nach Mehrheitsbeschluß kreuzigen in diesem Land. Die Führer des Volks müßten sehen und wagen; alle seine Erzieher, die das gesprochene und gedruckte Wort verwalten, tragen Verantwortung. Erzieher führen ein Volk auf die Höhe oder in den Sumpf. Du hast doch Grund, das zu bestätigen.«

Peter Skov versinkt in Gedanken und sein Gesicht spiegelt wechselnd Sorge und Unmut.

Herr Sörensen steht tiefatmend auf. Er fühlt sich benommen und unsicher, hat aber doch mit Befriedigung Peter Skovs Rückkehr zum ehrenden »Du« bemerkt.



»Der Schulmeister dankt für die Lektion«, sagt er, etwas mühsam scherzend, als er in der Tür Abschied nimmt.

Der Bauer ist wie abwesend, gibt ihm die Hand und sagt unvermittelt: »Möge dieser Tag sich für uns zum Guten wenden.«

Sörensen sagt zu seiner Frau: »Bauern sind ein merkwürdiges Volk. Da gehen sie umher mit flachen Gesichtern und geben sich harmlos und naiv. Und wenn man dann hinter eine Bauernstirn blicken kann, so steckt zuweilen mehr als ein Weiser dahinter. —«

Grete ist nicht dabei, als die Knechte die Gerüchte und Berichte vom Tage beim gemeinsamen Tisch auskramen, doch abends kommt ihr fünfzehnjähriger Bruder hastig zu ihr.

»Grete, ich muß dir was sagen.«

»So sprich doch, schnell!« Sie spürt eine große Erregung in ihm.

»Sie sagen, Thyge ist feige gewesen und hat darum sein Leben gehütet.« Er sieht auf zu dem stattlichen Schwager und ist vor Zorn den Tränen nahe. Grete steht starr und bleich und sagt dann flüsternd fast: »Wer?«

»Ach, sie stehen am Kreuzweg und sprechen davon.«

Da geht sie langsam auf ihr Zimmer und schließt mit kraftlosen Händen die Tür.

Die Mutter fragt ihn: »Wo ist Grete?«

Er ist in dem Alter, wo Gefühle den Menschen beherrschen und wo man um jeden Preis gefühllos erscheinen will:

»In ihrer Stube, ich glaube sie heult.«



Die Mutter findet sie in krampfhaftem Schluchzen und streichelt ihr beruhigend den Scheitel.

»Mutter, Mutter,« jammert sie leise. Und dann schreit sie auf: »Mutter, ich wollte wir wären tot, Thyge und ich!«

»Thyge wird wiederkommen,« tröstet die Mutter. Grete richtet sich im Knien auf. »Wird er wiederkommen:« sagt sie mechanisch, und ihre Augen blicken die Mutter ängstlich an. »Mutter, ich ertrag es nicht,« jammert sie wieder und sinkt zusammen. —

#### IV.

Ehe Thyge nach Hause kommt, geht wieder ein steter Wind durch das Dorf. Wie ein überraschender Wirbelsturm brauste die stählerne Kolonne vorüber. Es war zwar nur der Ausläufer eines großen Unwetters. Aber die Menschen vernahmen doch Eiskühle und Verheerung aus fernen Räumen und erschauerten, ob sie auch nur Gaffer am Wege waren. Aber bald stand jeder an seiner Stelle; denn die Natur zieht den Bauern hinein in die Arbeit und lenkt seine Gedanken zurück in alte Bahnen. Gras wächst schnell über eine Begebenheit, eben weil das Wachsen so zwingend ist.

Gewiß wird man oft genug an den Tag erinnert. Menschen, die im Tüderschlag ihrer engen Überlegungen kreisen, mühen sich auch sehr, ihn mit Demütigung und Schande zu füllen, um auf diesem Boden Ablehnung und Haß zu säen. Wenn die Saat anfänglich nur sparsam aufgeht, so ist auch daran im wesentlichen die Natur schuld, denn sie öffnet unwillkürlich den Blick für die unausweichlichen Gesetze, die auch für menschliches Handeln

Gültigkeit haben und die man Notwendigkeit und Folgerichtigkeit nennt.

Auffällig ist das veränderte Verhalten des Lehrers. Er marschiert gleichsam mit verhaltenem Schritt und ist weder so voreilig noch so drängend wie sonst. Thyge ist er ein unermüdlicher Fürsprecher geworden, und gerade sein Verhalten bewirkt eine ungewöhnliche menschliche Anteilnahme an dessen Geschick.

Grete ist in einer Erstarrung, aus der nichts sie wecken kann. War sie auch sonst nicht ausgelassen und übermütig, so hatte sie doch durch ihr gültiges und stillfrohes Wesen die Menschen für sich gewonnen. Doch jetzt rufen weder die Eltern noch die Freundinnen sie zurück. Sie wird blaß und schmalgesichtig, scheint sich zu ängstigen und mit schweren Gedanken zu plagen und ist mißtrauisch bei jeder Frage. Die Mutter sagt besorgt zu Gretes Vater: »Ich verstehe sie nicht mehr. Sie gibt keine Auskunft; aber gewiß verbirgt sie etwas und scheint in großer Spannung zu leben.«

Peter Skov ist selber beunruhigt aber sagt tröstend: »Das ist auch wirklich nicht auffällig, wenn sie auf ihren Verlobten wartet.« Aber die Mutter meint entschieden: »Nein, das ist es nicht. Sehnsucht hat andere Augen.«

Eines Abends heißt es dann: »Thyge ist gekommen!«

In der Dämmerung des grauen Frühlingstages steht er so plötzlich in der Tür des Elternhauses, daß die Mutter mit einem Ausruf sich in den Stuhl zurücklehnt und sich sammeln muß, ehe sie ihm entgegengehen kann. Nach der ersten stillen Begrüßung führt die Mutter ihn an den Tisch, und Ellen muß ihm ein Abendbrot auftragen. Dabei setzt sie ihm mit Schüsseln und Tellern zugleich Frage auf Frage vor. Doch er ist wortkarg und abweisend und sagt fast ärgerlich: »Da ist nicht viel zu erzählen. Ich bin da, und morgen fängt die Arbeit an. Und außerdem möchte ich in Frieden mein Brot essen«. Er versucht ein Lächeln, aber sie geht enttäuscht in die Küche hinaus.

Abends sitzt er müde und gedankenvoll im Stuhl, bis die Mutter schließlich sagt: »Du wirst doch die Nachbarn besuchen wollen?« Er sagt ohne Freude: »Doch, ich werde hinübergehen«.

Bei Skovs ist die Familie in der Wohnstube versammelt, und es herrscht die unruhige Spannung, wie sie entsteht, wenn eine Erwartung zu lange keine Auslösung fand und man doch seine Unbefangenheit andern gegenüber nicht aufgeben will.

Grete hat heiße Wangen und befaßt sich fleißig mit ihrer Näharbeit; aber die Eltern merken ihr die Unruhe an, die sie befiehl, als der Brüder die Nachricht von Thyges Rückkehr ins Haus brachte. Er ist es auch, der unbekümmert losbricht: »Begreift

ihr denn, warum Thyge sich nicht blicken läßt. Ich gehe auf einen Augenblick hinüber«.

Doch die Mutter hält ihn auffällig bestimmt. »Nein, bleib du nur hier, Thyge wird schon kommen. Es ist doch selbstverständlich, daß er erst mit seinen Eltern spricht«.

Als die Außentür endlich läutet, springt Grete auf und läßt die Näharbeit auf den Tisch fallen, und bleibt dann doch abwartend stehen, bis die Mutter ihr zunickt: »Geh doch hinaus, es ist Thyge!«

Sie geht im halbdunklen Flur auf ihn zu und streckt ihm beide Hände entgegen, die er zögernd ergreift.

Er nimmt sie nicht wie sonst in die Arme, sondern blickt ihr forschend in die Augen. Das berührt sie wie eine leise Enttäuschung, denn es drängt sie zu ihm, obgleich sie auch ein Fragen in sich spürt, das Antwort erwartet.

Er sagt langsam und fast strengen Tones:

»Freust du dich wirklich, daß ich wiederkomme?«

Da lehnt sie sich an ihn: »Das brauchst du doch nicht zu fragen. Wir gehören zusammen, und nun bist du gesund wieder da!« Und sie legt den Kopf etwas zurück, und alle Kühle und Zurückhaltung, die sie sich auferlegen wollte, ist verweht. Aber er widersteht der Lockung ihrer frischen Lippen: »Grete, seit unserm Abschied am Kreuzweg hat sich vieles verändert. Einige sehen, daß der 9. April kommen mußte. Andere folgen ausschließlich ihren

verletzten Gefühlen, und die Enttäuschung über ihre eigne Hilflosigkeit bürden sie andern als Schuld auf. Die letzten Tage in der Garnison waren lehrreich für mich. Es ist ja auch bequem, so der Verantwortlichkeit zu entschlüpfen, aber es scheidet die Menschen, auch die Kameraden und Nachbarn.«

Sie unterbricht mit leichter Ungeduld: »Aber das gilt uns doch nicht. Vater hat sich doch immer ein freies Urteil bewahrt, und, Thyge,« — sie sagt es schlicht und herzlich — »ich halte immer zu dir!«

Da unterdrückt eine aufflammende Zuneigung alle seine Bedenken und Zweifel. Aber als sie hingingen, weiß er, daß er viel geredet aber nicht die entscheidende Frage zu stellen gewagt hat.

Gretes Eltern gegenüber ist er gesprächig und munter, aber er vermeidet es doch, auf die Begebenheit des 9. April einzugehen, und niemand fordert ihn dazu auf; es ist ja erklärlich, daß er an diese Stunden nicht erinnert sein will.

Nach einer kurzen Weile nimmt er von Gretes Eltern Abschied. Sie begleitet ihn, und sie schlagen unberedet den Weg ein, der nach Westen aus dem Dorf hinausführt. Nach wenigen Schritten erreichen sie die Stelle, wo sie, vor Tagen erst, einander gegenüberstanden zu dem Abschied, den sie den letzten wähten. Unwillkürlich halten sie an, und Grete drückt heftig seinen Arm.

Ein jähes, lustvolles Lebensgefühl springt in ihm auf; er sieht sie wieder vor sich wie auf ein Bild ge-

malt: schmerzvoll, hilflos, doch tapfer und ohne Tränen, so wie er sie an jenem Morgen sah, als der Drang ihres Herzens die Zurückhaltung vor ihm und die Scheu vor seinen Kameraden überwand. Nie hatte sie offener, dünkt es ihm, ihre Liebe an den Tag gelegt. Ungeschickt und unsicher war er



ihr gegenüber gewesen, aber doch klarer, würdiger als er heute ist.

So schwankt bald die Flamme der Freude und sinkt in sich zusammen. Damals war er unerprobt. Jetzt konnte er nicht behaupten, er habe die Probe des Schicksals bestanden. Aber hätte er sie bestehen können, oder war ihm die Aufgabe so gestellt, daß sie unlösbar war?



Diese Fragen, unzählige Male erwogen und ungelöst unterdrückt, durchfluten wieder sein Denken und füllen ihn mit Mißtrauen gegen sich selbst. Und er wendet sich wortlos und geht mit langen Schritten westwärts, der Garnisonstadt zu, als müßte er eilig den schweren Tag zurückfordern und von neuem und bewußter durchleben. Aber der Geißel seiner eignen Gedanken entweicht man nicht.

Grete hängt schwerer an seinem Arm und kann kaum Schritt mit ihm halten. Fast wie eine Überraschung wird es ihm klar, daß sie noch an seiner Seite ist, so vertieft ist er in seine Grübeleien, und er wendet sich mit den Gedanken ihr zu.

Sie hält zu ihm, und er hat es ihr nicht gedankt; sie leidet mit ihm, und er beachtet es kaum. Bedingungslos ist sie in ihrer Treue, und darum hat sie ganzen Anspruch auf ihn. Kann er aber der Forderung genügen, die Peter Skovs Tochter stellen darf? Er fühlt sich plötzlich gering und entehrt vor der Sauberkeit ihres Wesens, und heiße Scham durchläuft sein Blut.

Er denkt angestrengt nach: Sein Schulkamerad, den er auf der Dorfstraße getroffen hatte, rief ihm etwas zu. Wie war es noch? Er muß es wortgetreu haben. Ja, so war es: »Gut davongekommen, Thyge? Nun, das ist ja auch die Hauptsache!« Gelächelt hatte er dabei. Wenn er das noch einmal sehen könnte! Das war so ein blasses, boshaftes Lächeln gewesen wie von einem, der seinen Spott treibt.

Und die Hauptsache? Wichtiger ist doch, daß man vor sich, seinen Eltern und seiner Braut bestehen kann und nichts zu verschweigen braucht!

Grete ist besorgt und voll Mitleid an seiner Seite.

Sie ahnt, was in ihm vorgeht und befürchtet, er habe etwas von dem sinnlosen Dorfgerede erfahren.

Plötzlich hält er sie zurück und sie vernimmt, obgleich es fast dunkel ist, seinen schmerzvollen Blick auf sich: »Grete, sag es mir, freust du dich auch, daß ich s o gekommen bin?«

»Ach Thyge,« sagt sie bittend, — und die Angst preßt ihr das Weinen in die Stimme — »wie sollte ich mich nicht freuen! Quäle uns doch nicht mit dem, was gewesen ist und vergiß diesen schrecklichen Tag. Er kommt nicht wieder«.

Da packt ihn ein Gedanke, der im gleichen Nu Entschluß ist.

»Komm,« sagt er mit einem Ton der Entspannung und Festigkeit zugleich. »Der Tag ist nicht aus meinem Leben zu streichen, und zurückrufen kann ich ihn nicht, auch wenn ich den Mut dazu hätte. Aber ein neuer Tag soll kommen, an welchem ich unter klareren Bedingungen die Probe erneuern kann.

Und er umfaßt sie zärtlich und fest, und im Weitergehen legt er sich und ihr Rechenschaft ab von dem Kampf zwischen äußerer und innerer Verpflichtung, der schwerer war als der auf Leben und Tod. Und aus klarem Entschluß sagt er ruhig und

froh: »Nun weißt du, daß ich mich prüfen muß, ehe ich dir gehören kann. Morgen melde ich mich zum Waffendienst, um nicht gegen sondern für mein Volk zu kämpfen«.

Er kann ihr Erblassen nicht wahrnehmen und hört nur ihre klare Stimme: »Meine Gedanken werden immer bei dir sein«.

## V.

Kurz darauf reist Thyge in eine deutsche Garnison. Seine Briefe kommen regelmäßig in die Heimat und sind zuversichtlich und heiter. Im Sommer des folgenden Jahres bleiben sie lange aus, und als sie wieder in die Häuser am Kreuzweg Freude bringen, berichten sie von der Ostfront.

Grete tut wie bisher ihre Arbeit im Elternhaus aber ist noch stiller geworden. So geräuschlos schafft sie, als horche sie dabei auf einen Anruf aus der Ferne, den sie durch keine Unruhe stören dürfe. Öfter bestellt sie den Eltern Grüße von ihrem Verlobten, aber seine Briefe behält sie für sich.

Als sie einmal wieder Nachricht von ihm bekommen hat, kommt sie abends mit dem Brief in der Hand zu den Eltern in die Wohnstube. Sie liest mit bewegter Stimme daraus vor, und ist ergriffen wie bei einer feierlichen Handlung:

»Jetzt kenne ich den Kampf und weiß, daß ich kein Feigling bin. Das Wort hat lange Zeit meine

Gedanken im Kreis gejagt und ist mir heimlich wie ein schleichendes Tier auf allen meinen Wegen gefolgt. Heute wage ich es zu gebrauchen. Die Erlebnisse vieler Kämpfe haben es gebannt, und ich weiß mich ohne Rühmen Mann unter Männern.

An jenem Schicksalstage des neunten April war Kampf im Nebel und unlösbare Verwirrung. Wäre ich dem Ruf gefolgt, der andern nur gelten konnte, so hätte die Stimme meines Volkes, die auch in mir ist, mich Verräter gescholten. Gegen sein Volk ist gegen die Natur, und das Schicksal möge den Kampf gleichen Blutes gegen sich selbst in Zukunft gnädig verhüten.

Hier dagegen liegt unser Weg in eindeutiger Klarheit. Wir kämpfen gegen den Feind, gegen Menschen, die uns vernichten wollen und die dabei so elend und grausam sind, so jeder menschlichen Würde entkleidet, daß unser Mitleid sie nicht erreicht. Das Herz regt sich vor Grauen, wenn ich mir Dich und Euch alle in Heimat und Vaterland ihnen ausgeliefert denke. Wer ihre Erniedrigung kennt, wird niemals schwach werden und ist zu jedem Opfer bereit, auch dem letzten, wenn es nicht anders sein kann.

Jugend hat Mut und Kraft zu dieser höchsten Gabe, und jung zu sterben für ein Sinnvolles ist besser, als sich durch die blassen Tage des Alters quälen. So lehrte es mich einer, der nur für ein

Stündchen mein Freund war und der selber für einen Befehl in den Tod ging.

Darf ich zu Euch zurückkehren, so werde ich mich des neunten Aprils erinnern als des Tages, an dem das Schicksal mich aufrief, und danach des heutigen, an welchem ich dir sagen kann: Ich bin gefolgt, und ich bin bereit«.

Sie faltet leise die Blätter zusammen und blickt die Eltern an. Die Mutter wischt die Augen. Peter Skov drückt der Tochter die Hände, aber er, der Wortgewandte, wagt nicht, die Lippen zu öffnen.

In ihrer Kammer weint sie vor Sehnsucht. Und doch ist sie stolz und freudig erhoben, denn Hingabe und Hoffnung und alle Bewegtheit des Herzens schenken der Jugend ein volles Glück.



